

# Des Waidhofbauern Erntetrunk : eine Hochsommerngeschichte

Autor(en): **Linden, Oscar**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **180 (1901)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374253>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Des Waidhofbauern Erntetrunk.

Eine Hochsommergeschichte von Oscar Linden.

Im hellen Glanze der strahlenden Morgensonne lag der Waidhof, des reichen Mayerhofers Eigenthum da. Ein statilicher, weiß gestrichener Bau mit grünen Jalousien, welche sich von der Einförmigkeit des langgestreckten Gebäudes prächtig abhoben. Der Waidhof war der größte Bauernhof in der Umgebung und sein Besitzer hatte so manchen harten Thaler in der Truhe. Das wußte man überall. Doch dem Mayerhofer selbst wich man gerne aus. Man wollte mit seinem Brokenthum, das er fast immer in der Defentlichkeit zur Schau trug, nichts zu thun haben.

Und doch war es einst anders. Da gab's im Waidhofs Freude und Leben und Knechte und Mägde lebten daselbst in Saus und Braus. Damals war der Peter Mayerhofer kein Knicker. Das wurde er erst, als jenes Ereigniß eintrat, das ihm das Leben verbitterte.

Fünf Jahre sind seitdem verflossen. Eine kurze Spanne Zeit, doch sie genügte, den reichen Bauer zum Menschenfeinde zu machen. Sein eigen Kind, seine Broni, an deren Leben fast das Seine hing, hatte Spott und Schande über ihn gebracht. Es war eines Tages mit einem Komödianten auf- und davongegangen.

Da war der Großbauer starr und stumm in der Kammer Bronis gestanden und seine Augen stierten rathlos auf das Schreiben, welches seine Tochter zum Abschiede zurückgelassen hatte. Nur wenige Worte enthielt es, doch sie genügten dem alten Starrkopf, sich für immer von seinem eigen Fleisch und Blut loszusagen.

Was Broni geschrieben?

Das alte Lied von der Liebe. Treue Liebe, welche um ihrer selbst willen Alles dem Geliebten opfert! Alles. Und Bronis Opfer war ein solches. Das väterliche Haus, das sorgenlose Leben, selbst die Liebe des Vaters hatte das Mädchen des geliebten Mannes wegen aufgegeben und bei Nacht und Nebel den Waidhof verlassen.

Von diesem Tage an ging mit dem Großbauer eine gewaltige Veränderung vor. Er, der sonst immer lustig und guter Dinge war, ging nun im Dorfe wortkarg und ernst umher. Kaum fand er einen Gruß für Jene, welchen sein Reichthum imponirte. Die Schande, welche nach seiner Meinung sein Kind ihm angethan, konnte der stolze Bauer nicht vergessen. Wohin er kam, glaubte er spöttische Mienen zu sehen und jedes Wort, das er vernahm, schnitt ihm durch die Seele.

Mehr und mehr schloß sich der Bauer von der Außenwelt ab und nun lebte er fast nur mehr auf seinem Hofe, wo er schuf und wirkte. Selbst jene Feste, welche im Leben des Landwirths von Bedeutung sind, waren im Waidhofs schon seit Jahren in Vergessenheit gerathen. Nur um die Erntezeit konnte man Mayerhofer auf seinen Feldern sehen. Das war das Einzige, was ihm noch Interesse bot. Im Rodenrocke, den Hut tief auf den mächtigen, mit weißen Haaren bedeckten Schädel gedrückt, einen schweren Knotenstock in der Hand, schritt er dann hinaus auf die Landstraße und der Richtung zu, wo seine Felder lagen. Kein Wort jedoch sprach er mit seinen Leuten, sondern stumm glitten seine Blicke über die gethane Arbeit und nur selten sprach der Bauer mit dem Großknechte, welcher die Leute beaufsichtigte. Wenn das jedoch geschah, so glitten die Worte kurz und barsch von seinen Lippen.

So war Mayerhofer auch heute nach seinen Leuten sehend gegangen. Langsam schritt er die Straße dahin. Ungebeugt, die hohe und kräftige Gestalt. Es lag in seiner Haltung und seinem Gange eine Art von Ausdruck des starren Selbstbewußtseins und wie er so fürbaß schritt, mußte man unwillkürlich nach ihm sehen.

Auf einmal blieb er stehen. Mit einem plötzlichen Ruck faßte seine Rechte energischer den schweren Knotenstock, seinen steten Begleiter.

Ueber das sonnengebräunte, gesunde Gesicht des Großbauern flog ein Schatten des Unmuths und seine Augen richteten sich nach der Landstraße mit haßerfülltem Ausdrucke.

Auf dem staubbedeckten Wege rollten dem Waidhofbauern zwei Wagen entgegen. Oh! Er kannte dieselben sehr gut! Es waren diejenigen von wandernden Komödianten! Gerade so waren sie vor fünf Jahren gekommen. Auf demselben Wege und fast genau so, wie sie ihm jetzt entgegen kamen.

Borne schritt der Direktor der Truppe. Ein alter, hagerer Mann mit von Kummer durchfurchtem Gesichte.

Höflich grüßte er den Bauern.

Auch die andern Mitglieder der Karawane thaten dies.

Der Waidhofbauer dankte nicht. Barsch schritt er an den Wanderern vorüber.

„Lumpengesindel!“

Es kam knirschend und haßerfüllt zwischen seinen Zähnen hervor. Mit beschleunigten Schritten eilte

er über die Felder. Mehr denn je fühlte der Mann das Elend jetzt, das sein Kind über ihn gebracht hatte. Gedanken um Gedanken wogten in seinem Gehirn.

Broni!

Wo war sie vielleicht gegenwärtig?

Verdorben! Verloren!

Sein Kind, seine Broni!

Mayerhofer war sonst keine weichherzige Natur, doch als er nun seines Kindes gedachte, glänzte es feucht in seinen Augen.

Um seine Nahrung nicht über sich kommen zu lassen, suchte er schneller nach den Feldern zu kommen.

Tüchtig griffen seine Beine aus.

Es lag eine ziemliche Strecke zwischen dem Waidhofe und jenen Gründen, welche zu demselben gehören.

Fast eine Stunde Weges.

Ihn hatte Mayerhofer schon lange nicht gethan. Seit Michaeli des verflossenen Jahres.

Und endlich heute hatte er sich dazu entschlossen. War doch die Ernte vor der Thüre und er mußte selbst nach seinen Garben und Mandeln sehen.

Nun ihm seine Leute in Sicht kamen, bemerkte Mayerhofer schon von weitem, daß der Großknecht mit einem Herrn im Gespräche am Rande der Landstraße stand. Der Waidhofbauer hatte es nicht gern, wenn seine Leute mit Fremden verkehrten. Sein Mißtrauen gegen Alles was ihn umgab, war schon in diesem Stadium. Umsomehr ärgerte es ihn, daß Michel, der Großknecht, seinem Befehl in dieser Weise entgegen handelte.

Mayerhofer hatte für den Knecht schon ein hartes Wort auf den Lippen als er bei ihm anlangte, doch der freundliche Morgengruß des sehr eleganten Herrn, der mit Michel gesprochen hatte, drängte für

den Augenblick den Entschluß des Bauern zurück und er sagte:

„Guten Morgen!“

Freilich klang es nicht sehr freundlich. Der Fremde jedoch, er schien den abweisenden Ton vollkommen überhört zu haben, denn er entgegnete sofort:

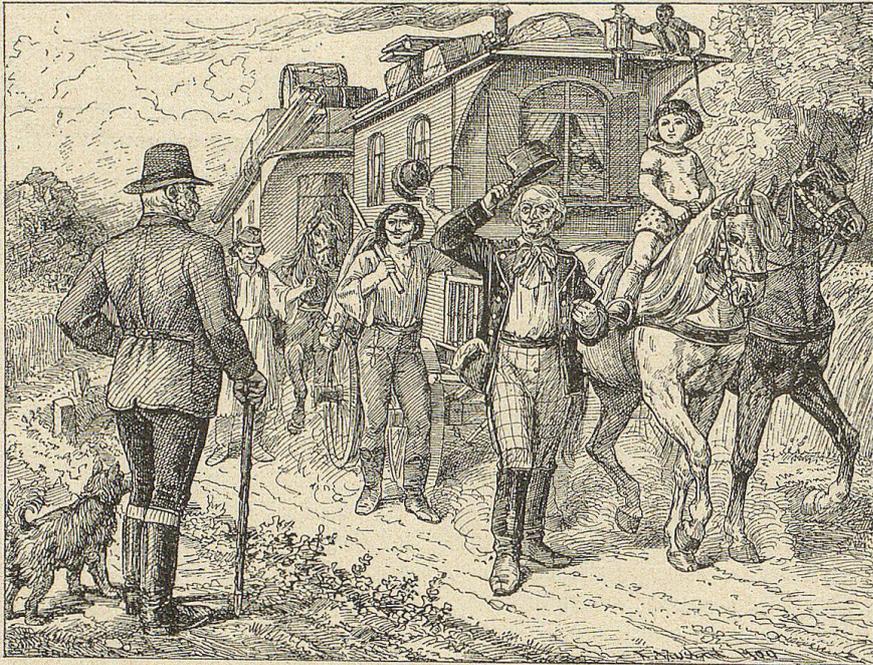
„Sie können, Herr, an dem Ertragnisse des heurigen Jahres gewiß Ihre Freude haben, denn es scheint mir ein Gottgesegnetes zu sein.“

Mayerhofer sah den Fremden ganz eigenthümlich an. Was ging es diesen an, ob das Jahr gut

oder schlecht war. Das konnte dem Manne, der von der Landwirtschaft offenbar nichts verstand, ganz und gar gleichgültig sein.

„Hm! Wie man's nimmt, lieber Herr“, meinte der Bauer, um wenigstens doch etwas zu erwiedern.

„Die Leute glauben immer, wir Bauern seien auf Rosen gebettet und jedes gute Jahr bringe uns einen unvorhergesehenen Reichtum.“



Vorne schritt der Direktor der Truppe. Ein alter, hagerer Mann mit von Kummer durchfurchtem Gesichte.

Der Fremde lächelte.

„Ja, ja! Sie haben recht, wir Städter sind in dieser Beziehung voll von falschen Anschauungen und so manche falsche Ansicht über die Landwirtschaft wird bei uns colportirt, doch immerhin sind im Allgemeinen die Bauern glückliche Leute! Das ist meine Meinung. Sie leben ohne Sorge und Kummer, denn Alles was sie für des Lebens Nothdurft brauchen, bringt ihnen ihr Grund und Besitz!“

Der Fremde hatte mit diesen Worten ein Thema angeschlagen, das so recht für den Waidhofbauer paßte. Nun begann der Erstere den Letzteren zu interessiren und unwillkürlich flog des Bauern Blick auf die Gestalt des neben ihm stehenden jungen Mannes.

Die elegante Erscheinung desselben, sowie die Ausdrucksweise ließen Mayrhofer ahnen, daß der Fremde den besten Ständen der großstädtischen Gesellschaft angehöre. Nur eins störte den Waidhofsbauern in seinen Betrachtungen.

Der Mann an seiner Seite besaß ein Komödiantengesicht.

Glatt rasirt und fast weiblich in seinen Zügen war das Antlitz des jungen Mannes.

Und gerade gegen derlei Züge besaß Mayrhofer eine gewaltige Antipathie. Hatte sich doch in ein solches Antlitz seine Tochter „vergafft“ und ihn darum verlassen.

Doch der Bauer überwand momentan seine Regung und erwiderte auf die letzten Worte des Fremden.

„Sie haben wohl recht“, meinte der Waidhofsbauer. „Man macht sich in der Stadt ganz eigenthümliche Vorstellungen von dem Bauernstande und glaubt, daß uns der liebe Gott allein ernähre. Pah! Wenn es das wäre, dann könnten wir Bauern die glücklichsten Menschen der Erde sein!“

„Und sind sie es nicht?“ frug der Fremde.

Um den breiten Mund des Gefragten legte sich ein ironischer Zug.

„Macht denn uns das Erträgniß des Bodens allein glücklich?“ gegenfragte er mit einem Beben in seiner Stimme.

Der Fremde dürfte kein Menschenkenner sein, um nicht sofort zu ahnen, daß er mit seiner Frage in dem Herzen des scheinbar so ernstern Mannes eine Saite berührt hatte, welche einen Mißton gab.

„Verzeihen“, sagte er rasch, „aber man soll fremden Leuten gegenüber nie nach Dingen fragen, welche sie schmerzlich berühren, und ich habe mit meiner Rede das gethan!“

Diese Worte lösten das Mißtrauen von Mayrhofer's Seele. Einen Moment lang überlegte der Bauer, ob er nicht den Fremden nach seinem Kinde, nach Broni fragen sollte. Vielleicht konnte der Mann hier ihm sagen, wo sein Kind sich befinde, ob es glücklich, ob es untergegangen, gestorben oder verdorben sei. Doch wieder war das Mißtrauen, ihn überwältigend, erwacht und er schwieg.

„Sie müssen hier auf dem Felde wohl sich stolz und erhaben fühlen, wenn Sie sich als den Eigenthümer aller jener Schätze, die da aufgestapelt liegen, betrachten können!“ sagte nun der Fremde.

„Wenn Sie das Schätze nennen, dann gewiß, mein Herr; doch giebt es außer diesen nicht Dinge, welche —“

Der Bauer schwieg. Den Satz wollte er nicht aussprechen. Schon vergab er sich zuviel von seiner Verschlossenheit.

Der Andere jedoch errieth, was Mayrhofer sagen wollte.

„Dinge, welche glücklich machen! So wollten Sie sagen“, setzte der Fremde fort. „Doch verzeihen Sie eine Frage: Haben Sie Familie?“

Mayrhofer zuckte merklich zusammen. Direkt zu antworten, das konnte und durfte er nicht.

„Nein!“

Es war die erste Lüge, welche der Großbauer gesagt. Seine Ansichten über Manneswürde und Ehre vertrugen sich jetzt schlecht mit dem, was er gethan. Sein Kind hatte er kalt und herzlos verleugnet.

Er wich dem scharfen Blicke des Fremden scheu aus.

„Dann glaube ich Ihnen“, begann dieser, „daß Sie das Menschenglück nicht zu schätzen wissen. Umfomehr bin ich überzeugt, daß Sie selbst an dem Glücke anderer Menschen theilnehmen würden, wenn Ihnen die Möglichkeit geboten wäre, glücklich mit Glücklichen zu sein!“

Die beiden Männer waren während dieses Gespräches auf der Landstraße gegen das Dorf zu gegangen und ernst, wie immer, ging der Waidhofsbauer seinen Weg, seinem Begleiter die Konversation überlassend.

Dieser erzählte dem Großbauer, daß er in der nächsten Nähe ein kleines Gut angekauft und nun beabsichtige, aus dem Gewühle der Stadt sich mit seiner Familie in die Einsamkeit des Landlebens zurückzuziehen. Während dieser Mittheilung hatte der Fremde dem Bauer seinen Namen genannt: Karl von Waldenburg.

Schon schwebte die Frage auf der Zunge des Waidhofsbauern, wessen Standes sein Begleiter sei. Doch wagte er es nicht, und als die beiden nun im Dorfe anlangten, da konnte Mayrhofer nicht umhin, Herrn von Waldenburg zu sich zu laden.

Im Orte selbst erregte der Umstand, daß der Großbauer im Gespräche mit einem Fremden gesehen wurde, gewaltiges Aufsehen. Das war man von dem mürrischen Manne nicht gewohnt und mancher gute alte Bekannte Mayrhofer's schüttelte darob den Kopf.

Und erst gar, als der Fremde an der Seite des Bauern in den stattlichen Hof trat.

Da gab's Gezischel und Vermuthungen unter den weiblichen und männlichen Bewohnern des Dorfes.

Unter dessen hatte der Großbauer seinen Gast in die Brunkstube geführt, der Magd befohlen, einen Imbiß zu bringen, und dem Fremden einen Stuhl angeboten.

Waldenburg ließ sich in demselben nieder.

Seine Blicke flogen durch den Raum, dann blieben sie auf dem Bilde eines jungen Mädchens hängen. Ein Lächeln des Glücks umspielte hierbei die Lippen des jungen Mannes.

Mayrhofer bemerkte dies Alles.

Er hatte dem Gaste den Imbiß vorgesetzt und harrte nun geduldig, bis dieser zugriff.

Als Waldenburg nach dem Bilde sah, suchte der Bauer ihn von jedem weiteren Gedanken abzulenken, indem er nun frug:

„Wann gedenken Sie auf Ihr Gut zu ziehen?“

Diese Frage riß den jungen Mann aus seinen Träumereien.

„Ich bin mit meiner Familie bereits nach dorthin übersiedelt“, entgegnete er.

„Schon? Aber Sie werden den Winter wohl wieder nach der Stadt zurückmachen?“

Waldenburg überhörte diese Frage oder wollte sie überhören. Er erhob sich aus dem Stuhle und schritt dem Bilde zu.

„Wer ist das?“ frug er.

Wieder zögerte der Bauer mit der Antwort.

Mit sichtbarer gewaltiger Anstrengung wollte Mayrhofer die Wahrheit unterdrücken. Umsonst. Die Liebe zu derselben war größer als alles Andere und er entgegnete:

„Meine Tochter!“

„Broni!“ setzte Karl von Waldenburg hinzu.

Wie ein Gespenst stierte der Bauer seinen Gast an.

„Woher? Woher kennen Sie meiner Tochter Namen?“ frug er bebend.

„Woher?“

„Ja! Wissen Sie, wo sie ist? Lebt mein Kind? Meine Tochter?“

Wie ein Freudentaumel befiel es den starrsinnigen Mann und mit Gewalt preßte er die Hand Waldenburgs in die seine, als er nochmals frug:

„Was wissen Sie von meinem Kinde?“

„Sie ist meine Gattin“, entgegnete Karl ruhig, „und möchte wieder mit Ihnen versöhnt sein!“

„Ihr Weib? Ihr Weib?“

„Ja!“

„Und wer sind Sie?“ frug Mayrhofer, dem nun trotz seiner freudigen Erregung eine Ahnung aufdämmerte und er sich jetzt erst der Züge jenes jungen Schauspielers erinnerte, welcher damals oftmals in den Waidhof gekommen und dem Broni gefolgt war.

„Ich bin königlicher Hoffchauspieler“, erwiderte Karl.

„Also doch! Also doch!“ murmelte der Großbauer für sich, laut aber setzte er hinzu:

„Führen Sie mich zu meinem Kinde und —“

Er wagte es nicht auszusprechen, was sein Innerstes momentan erfüllte.

„Und zu Ihrem Enkelkinde, Herr Schwiieger-vater!“ vollendete Waldenburg den Satz.

\* \* \*

Das Erntefest war da! Mit

hellem Jubel zogen die Knechte und Mägde hinaus auf die Felder. Bunt behändert waren Pferde, Rechen und Ackergeräthe und im Dorfe spielte die Musik ihre lustigen Weisen.

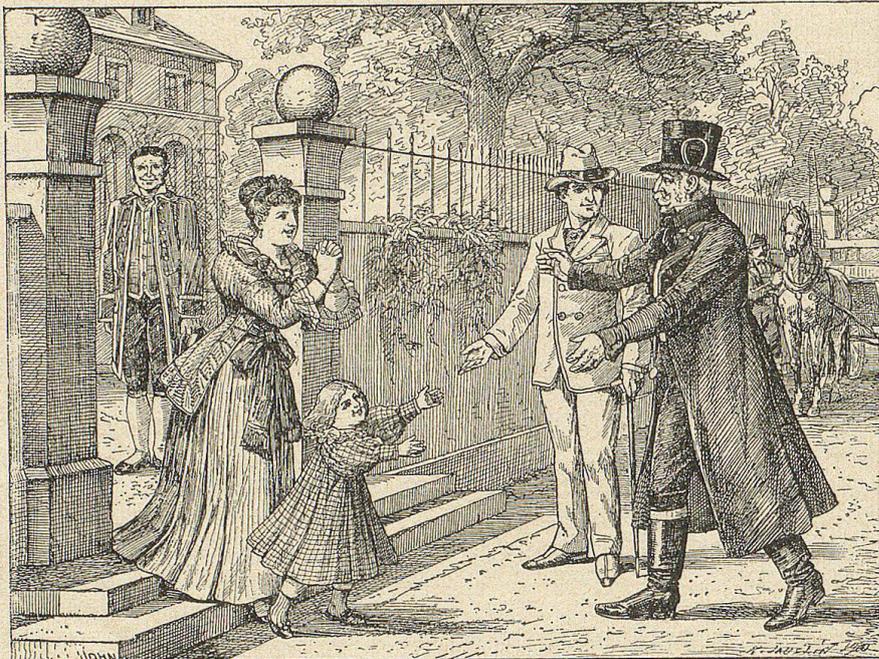
Auch im Waidhose herrschte Freude und Leben.

Zum ersten Male wieder hatte, nach fünf langen Jahren, der Großbauer seinen Sonntagsstaat aus der Truhe geholt und harrte nun an dem großen Thore des Hofes des letzten Getreidewagens von seinen Feldern.

An seiner Seite sollten nun Jene einziehen, welche dem Alten so bittere Stunden bereiteten.

So hatten es Karl und Broni gewollt.

Als er damals mit seinem Schwiegersohne nach dessen Besingung gefahren war, da war es anfangs dem alten, starrsinnigen Manne doch schwer um's Herz geworden und es hämmerte darinnen gewaltig,



Der Bauer hatte die Arme geöffnet und die junge Frau fiel, laut ausschluhzend, in dieselben.

als der Wagen in den prächtigen Herrenhof von Seefeld und Brachenthal einfuhr.

Das war das Eigenthum seiner Kinder.

Am Wege dorthin hatte Karl ihm Alles mitgetheilt. Hatte ihm erzählt, wie er und Broni emporgestiegen waren, wie sie Beide als kleine Schauspieler angefangen und nun von Jahr zu Jahr mehr und mehr sich die Gunst des Publikums eroberten, und dann weiter theilte ihm Waldenburg mit, daß die Gunst des Königs ihm und seiner Frau in den letzten zwei verfloffenen Jahren mehr denn je leuchtete und sie endlich daran denken konnten, sich ein bescheidenes Heim zu gründen und zu diesem Zwecke Seefeld und Brachenthal anzukaufen.

Am Thore daselbst stand Broni, an ihrer Seite ein kleines, blondes, etwa vierjähriges Mädchen, das mit einem hellen Jubelrufe dem Papa entgegeneilte.

Auch Broni, welche elegante Kleidung trug, war dem Wagen entgegengeeilt.

„Vater!“

Mehr konnte sie nicht sprechen. Thränen der Freude versagten ihr die Stimme.

„Broni! Mein Kind, meine Tochter!“

Der Bauer hatte die Arme geöffnet und die junge Frau fiel, laut aufschluchzend, in dieselben.

„Verzeihung, Vater, Verzeihung!“ bat Broni.

„Großpapa, verzeihe der Mama!“

Die Kleine hatte es gerufen und sich an den Großpapa angeschmiegt.

„Von Herzen gerne, Kinder!“ rief der Waidhofbauer. „Tausendmal! Es ist verziehen!“

Nachdem sich die ersten Freuden des Wiedersehens gelegt, kehrten die Glücklichen in das Herrenhaus zurück.

Erst spät abends kam Mayrhofer in den Waidhof.

### Die Uebersetzungen der Bibel.

Die Frage, in wie viel Sprachen der Welt die Bibel übersetzt ist, hat der Sekretär der Britischen und ausländischen Bibelgesellschaft J. G. Watt kürzlich zu beantworten versucht. Er hat, wie die „Ref. Kirchenztg.“ mittheilt, eine Liste zusammengestellt, nach der bis jetzt die Bibel in vollständiger Ausgabe in 40 europäischen, 41 asiatischen, 14 afrikanischen, 10 australischen, bezw. ozeanischen, und 3 amerikanischen Sprachen erschienen ist, insgesammt also in 108 Sprachen. Die Zahl der Uebersetzungen einzelner Theile der Bibel übersteigt diese Zahl um das Vierfache. Während die Bibel noch nie vollständig in's Chinesische übersetzt wurde, sind z. B. in 16 verschiedenen chinesischen Mundarten Uebersetzungen einzelner Schrifttheile vorhanden.

Er war allein zurückgefahren und hatte es nicht geduldet, daß Karl und Broni ihn geleiteten. Mit seiner Freude wollte er allein sein.

Und nun war die Stunde gekommen, wo das ganze Dorf sein wiedergefundenes Kind sehen sollte.

Mit stolzen Blicken stand Mayerhofer vor dem Thore seines Hofes. Da knallten Böller durch die laue Sommerluft; Musik ertönte, Jauchzen wurde laut und der festlich geschmückte Zug fuhr in das Dorf ein.

Hoch oben auf demselben thronte in der schmucken Tracht des Landes Broni und an ihrer Seite ihr kleines Töchterchen.

Vor dem Thore des Waidhofes hielt der Wagen still. Mit dem Becher in der Hand, vollgefüllt mit edlem Rheinwein, nahte sich Broni dem Alten, um ihm den üblichen Ehren- und Erntetrunk zu reichen.

Auf Glück und Segen,  
In Wald und Wegen,  
Und so wie heut'  
Zu jeder Zeit!“

Mit diesem Spruche nahte sich Broni dem Vater. Karl reichte in der reichen Burschentracht der Gegend dem Großbauer den Erntebusch und auch die kleine Broni kam mit einer geschmückten und blumenbekränzten Sichel dem Großvater entgegen.

Seiner Würde bewußt, that Mayerhofer den Erntetrunk, dann küßte er seine Tochter, hob sein Enkelkind empor und rief fröhlich aus:

„Nun Kinder kommt auf den Tanzboden! Der erste Tanz für mich und meine Tochter!“

Mit dem Wiederhall der Böllerschüsse vereinigte sich das Jauchzen der Mägde und Knechte und die fröhliche Musik, welche vom Dorfwirthshause und vom Tanzboden herüberklang und die fröhlichen Menschen einlud zum Tanz und Spiel der Erntezeit.

### Schlimme Situation für einen Bürgermeister.

Ein recht ergötzliches Geschichtchen spielte sich lezthm in einem schwäbischen Dorfe ab, indem daselbst der Bürgermeister von Zigeunern gefangen wurde. Hatte sich da eine Zigeunerbande eingenistet und eine Gans gestohlen. Der Herr Bürgermeister begab sich deßhalb in den Zigeunerwagen, um „Hausfuchung“ zu halten, aber o weh — die Zigeuner fuhren mit Gans und Bürgermeister schleunigst davon. Letzterer, angefaßt des nahen Waldes nichts Gutes ahnend, fing nun aus Leibeskräften an zu schreien, als der Wagen durch ein nahegelegenes Filialdorf fuhr. Bald wurde es den Bauern klar, was dieser Hilferuf zu bedeuten habe, und sie befreiten den Bürgermeister aus seiner kritischen Lage, um ihn seiner Heimatgemeinde wohlbehalten zurückzugeben.